DIE JUNGENSCHAFT
Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk / Berlin / 10. Februar 1937 / Folge 2

Helden des Alltags

HELDEN DES ALLTAGS

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk / Berlin / 10. Februar 1937 / Folge 2

Deutsche Bergleute

Fünfundzwanzig Jahre hindurch habe ich als Bergmann, als Hauer, mit den Kameraden in der nachtbedeckten Welt unter Tage vor Ort gelegen, einer unter den vielen Unbekannten im Volke der Schürfenden in den Stollen und Fördergängen.

Der Bergmann verbringt nur ein Viertel seines Lebens im Tageslicht. Das Durchschnittssterblichkeitsalter der Bergleute beläuft sich auf 40 bis 41 Jahre.

Schwer und mühselig ist das Leben der Knappen in den Flözen und Aufbrüchen — unter der Erde ist immer absolute Nacht.

Der beim Sturz der Kohle in den Abbauen sich stark entwickelnde Staub, die ständige Durchbruchsgefahr des überhängenden Gesteins, das aus verborgenen Schluchten anströmende Wasser der Erde und die schlagen-

den Wetter ſind die gefährlichſten Feinde des Bergmannes in den Abgründen. Auf den Friedhöfen des Ruhrgebietes begegnet man vielen Maſſengräbern verunglückter Kameraden.

Im Jahre 1906 ereignete ſich die bisher ſchwerſte Schlagwetterexploſion auf einer franzöſiſchen Kohlengrube bei Courriéres, der mit einem Schlage 1235 Knappen zum Opfer fielen. Deutſche Bergleute haben ſich bei dieſem erſchütternden Unglück in hervorragender Weiſe an den Rettungsarbeiten beteiligt.

Im deutſchen Kohlenbergbau arbeiten in den Gruben und in den Nebenbetrieben rund 400 000 Menſchen. Bis vor 20 Jahren waren ungefähr 12 000 Pferde in den Gruben tätig. Heute iſt die Zahl der Grubenpferde auf etwa 1000 zurückgegangen.

Die Maſchinen, die in den Bergwerksbetrieben den Knappen helfen die ſchwere Arbeit zu verrichten, ſtellen in ihrer Geſamtleiſtung eine Kraftmenge von 4 000 000 PS. dar. Die Grubenlampe, die der Bergmann in der Tiefe ſtändig mit ſich führt, hat nur eine Leuchtſtärke von etwas über einer Normalkerze. Im ganzen Reichsgebiet werden jährlich rund 12 000 000 Eiſenbahnwagen mit Kohlen beladen, um dieſelben von den Bergwerken den Verbrauchern zuzuführen.

Das geförderte Kohlengut eines Jahres beziffert ſich auf den Geſamtwert von 3 000 000 000 Reichsmark. Ungefähr ein Drittel der Jahreskohlenförderung wird in das Ausland verſandt. Dieſe Ausfuhr iſt eine der wichtigſten Deviſenquellen unſerer Reichsbank.

Faſt in jedem Augenblick unſeres täglichen Lebens ſtoßen wir auf die Kohle, oder doch auf ihre beinahe zahlloſen Nebenprodukte. Auf dem Verbrauch der Kohle beruht der Betrieb der geſamten deutſchen Induſtrie, der Eiſenbahn, der Schiffahrt, der Gas- und Kraftwerke, Kohle befriedigt die ſtarken Bedürfniſſe des Hausbrands, ſie liefert der Motorinduſtrie die Betriebsſtoffe, der Landwirtſchaft den Kunſtdünger, der Farben- und Textilinduſtrie die Farbſtoffe, Materialien zur Herſtellung von Seifen und Parfümerien, ſie liefert Sprengſtoffe, Straßenbauſtoffe, dem Apotheker viele Arzneien; aus ihr werden gewonnen: Dachpappe, Kunſtharze, Pakalit, Desinfektionsmittel, ſogar Mottenpulver, neuerdings der berühmt gewordene künſtliche Gummi und viele andere Dinge des täglichen Bedarfs. Man darf wohl ſagen, daß ohne die Kohle als Grundſtoff die Exiſtenz eines Volkes unter den heutigen Lebensbedingungen unmöglich wäre.

Bergbau wird in Deutſchland getrieben ſeit alters her im Erz- und Fichtelgebirge, am Rhein und im Harz auf Blei, Zinn, Kupfer, Silber und Erze aller Art. Hinter der Elbe, am Rhein und im Mittellande auf Braunkohle, Kali und Salz; an der Ruhr, an der Saar und in Oberſchleſien auf Steinkohle; im weſtfäliſchen Siegerlande wird Eiſenſtein gegraben. Es liegen unendliche Reichtümer und Wunder verborgen in den Felſentiefen unter dem Vaterlande.

An Steinkohle und Braunkohle iſt Deutſchland ein reichgeſegnetes Land. Es verfügt ſchätzungsweiſe über 280 Milliarden Tonnen Steinkohle und 80 Milliarden Tonnen Braunkohle.

Der Bauer pflügt das Feld, sät, sorgt sich und schafft dem Volke das Brot.
Der Mann im Eisen schmilzt das Erz, formt die Räder, die Maschinen und schmiedet des Volkes Schwert.
Der Bergmann spürt drunten im Innern der Erde den verborgenen Schätzen nach, ohne die die Menschheit nicht bestehen kann. Ein Vierteljahrhundert in den Schächten als Hauer vor Kohle, das ist eine schwere, eine reiche Zeit.
Ich habe gefunden, daß auch diese nachtbedeckten, kampfdurchwühlten Schlachtfelder der Schwerarbeit in der Erde im Wesen und in der Treue des deutschen Volkes und Vaterlandes einbeschlossen sind und sicher beruhen.

Otto Wohlgemuth

BERGLEUTE

KOHLE, SCHWARZE KOHLE GRABEN WIR,
HÖLLENDUNKEL DECKEN DAS REVIER.

HINTEN HALLT DER FÄUSTEL HART GEPOCH.
NUR DAS SCHWACHE LÄMPCHEN SCHIMMERT NOCH.

UND WIR RINGEN STUMM MIT STEIN UND ERZ,
BRECHEN WIR DER ERDE AN DAS HERZ.

UNTEN SCHLIESST UNS QUAL UND GRAUEN EIN,
DROBEN GLÄNZT DIE STADT IN HOHEM SCHEIN.

KARRT DER KORB UNS WIEDER AN DEN TAG,
SINKEN ANDRE AB ZU PLAG UND SCHLAG.

DOCH WIR WISSEN WACH: WAS OBEN FLAMMT,
IST EIN GLANZ, DER AUS DER TIEFE STAMMT.

Als hätte die Erde selber geschrien ...

Heute nachmittag, gegen ſiebeneinhalb Uhr, iſt im Flöß Krefftenſcheer, Ort drei, Ortsälteſter Klaas Ückmann, Lehrhauer Pitter Bender, das hangende Gebirge hereingebrochen.

Klaas hat im Ort, im Schram gelegen, als es losging. Sprang zurück, hat ſich retten wollen, aber im Bahnbruch, grad in der Bucht beim verlorenen Gleiſend, da hat ihn der Zuſammenſturz gepackt, der ganze überhangende Berg iſt heruntergekommen, zerbrochenes Holz, Kohle, Brocken und Grus, Steine, Steine, Felſenkerle, meterdicke Koloſſe. Als der junge Pitter mit ſeinem leeren Wagen vom Bremsberg zurück vor Ort gefahren kam, hat er ſchon von weitem das Schreien gehört, iſt hingelaufen, ach Gott, da bekam der Junge das Gruſen, — da hat er ihn gefunden, wie er da am Grunde lag unter einer Bergeswucht, auf dem Rücken. Ein dicker Sandſteintrog, ſolch ein Sargdeckel von drei bis vier Fuß Mächtigkeit, hatte ihn erwiſcht, ſeine Beine ſteckten drunter, feſt eingeklemmt wie in einem Schraubſtock, bis an die Hüften, alles lag ſackezu, nur noch Bruſt, Kopf und Hände, die waren frei.

Als der Lehrhauer hinzukam, hörte der Verunglückte mit Schreien auf, rief: „Pitter, Pitter, komm help mi!"

Der Junge ſah gleich mit einem Blick, was da los war, ſagte: „Klaas, nemm di teſammen, icke hal de annern!"

„Pitter", ſchrie es hinter ihm her, „lot dine Lampe hier, lot mir doch nich alleen im Düſtern!"

Bald danach kamen wir angelaufen, ſechs bis acht Mann, ich war mit dabei. Nach uns kam auch der Steiger.

Da war nicht viel mehr zu machen. Die Geſteinsmaſſen lagen wie eine Lawine hingebrochen, und unter einem der dickſten Bengel, da lag der Klaas.

„Jetzt aber los, Kerls, wegräumen", ſagte der Steiger. Aber das nutzte nichts, die Felſenkoloſſe waren viel zu ſchwer.

„Einen Acht- oder Zehnfüßer wie einen Hebebaum anhauen, unterſchieben und verſuchen, den Block damit hochzukneifen; ran, wir müſſen was machen."

Nein, es ging nicht, das Loch war zu niedrig, wir konnten nicht zupacken, und der dicke Stein ſaß noch tief und ſchwer im Geröll, er regte und wegte ſich nicht.

Und der Klaas, ah, der Kerl da, der heulte vor Schmerz, ließ uns keine Ruh, ſchrie, wir ſollten doch barmherzig ſein, ihn mit dem dicken Hammer doch totſchlagen! Schrie nach ſeinem Weib, ſeinen Kindern. Einer von uns mußte ſeinen Kopf feſthalten, denn er verſuchte, mit einem Steinbrocken in der Fauſt ſich ſelber zu erlöſen.

Was ſollten wir machen. Es weinte in unſeren Herzen vor ohnmächtiger Wut.

„Bohren", ſagte der Steiger, „los, wir wollen verſuchen, mit einem kurzen Knäpper den Stein über ihm zu ſprengen. Hier, Wilm, mit

dem Spitzeiſen im Löſen den Anſatz eingemeißelt, ſchnell, Pitter, das Ventil eingeſchraubt, Schlauch und Bohrhammer ran, drauf!"

Da ging's los, die Preßluft heulte, der Meißel ſprang und dröhnte, da hörten wir wenigſtens das erbärmliche Stöhnen und Jammern nicht mehr.

Der Steiger nahm mich auf die Seite: „Otto", ſagte er, „ich weiß wohl, erlaubt iſt das nicht, was wir da machen. Aber hier geht es drum, auf jeden Fall was zu machen, ſchnell zu helfen, vielleicht iſt was zu retten. Ich nehm es auf meine Kappe, was können wir anders tun. Wie tief ſteckt der Felſenſatan da noch mit den anderen Blöcken feſt im Schutt?! Eh' wir den mit den dicken Berghämmern zerdämmert haben, ſchreit der Klaas ſich bei jedem Schlag um Leib und Seele. Das hält kein Menſch aus, wir ſprengen."

„Es iſt auch das beſte", erwiderte ich, „denn den hat es gepackt, den läßt Jänkel nicht mehr los. Vielleicht ſchaffen wir es auf dieſe Weiſe, daß wir ihn wenigſtens noch lebend zutage bringen."

„Na", der Steiger deutete mit dem Kopfe zu dem Verunglückten hin, zuckte mit ſeinem Geſicht: „Otto", ſagte er, „du kannſt das am beſten, hilf ihm. Das Bohrloch iſt jetzt tief genug, wir beſetzen gleich mit einer halben Patrone, wie es ausgeht, wiſſen wir nicht, anders war eben nichts zu machen. Frag ihn, du, ob er was auf dem Herzen oder ſonſt noch etwas zu beſtellen hat, wenn es geht, ſprich mit ihm ein Gebet."
„Gut", ſagte ich.

Der Steiger ſprang wieder zu den anderen Kameraden. „Tief genug", rief er, „fertig, Bohrloch gereinigt, Schuß beſetzt, Gezäh zurück. Und nun, jeder von uns zieht ſein Hemd aus, alle Wämſer und Wetterlaken rangeholt, wir müſſen den Klaas damit ſchützen und zudecken. Dann ein paar Bretter und Bohlen quer darübergelegt, vielleicht, vielleicht geht es gut."

Ich war derweil mit dem Verunglückten beſchäftigt. Er bat um einen Trunk, er bekam einen Schluck Kaffee aus der Blechpulle.

Er ſah und wußte genau, was wir machen wollten, war ruhig, und half ſogar etwas mit.
Ich hielt ſeine Hand feſt und ſagte ihm: Wenn was paſſieren ſollte, würden wir ſeiner Frau beiſtehen und dafür ſorgen, daß die beiden Jungen tüchtige Kerle würden.
Indeſſen waren die anderen Kameraden mit ihrer Arbeit fertig geworden und gingen nun zurück.
Der Steiger beugte ſich über den Daliegenden, drückte ihm die Hand, ſah ihm in die Augen: „Klaas", ſagte er, „jetzt müſſen wir es wagen. Halt dich tapfer. Biſt ja immer ein guter Bergmann geweſen. Bis gleich, Klaas." Damit ging er, ſtieß mich mit dem Finger an, ich ſollte ſchnell machen.
Dann waren wir beide im Ort allein.
„Vielleicht geht alles gut, Klaas, du, glaubſt du an Gott?"
Er nickte unmerklich mit ſeinen Augen.

„Dann will ich dir ein Gebet vorſprechen", ſagte ich: „Vater unſer, der du biſt im Himmel", er murmelte die Worte nach, und ſah dabei in die Strecke hinein, wo die anderen Kameraden mit ihren Lampen ſich jetzt zurückzogen, ein Zittern überflog ſeine Bruſt, — „und die Kraft, und die Herrlichkeit", -- ich war aufgeſtanden, hatte ihn ganz zugedeckt, noch ein paar Bretter quer gelegt, vielleicht würde das helfen, — „in Ewigkeit, Amen", ſagte ich, „Klaas, jetzt mußt du ſtilliegen, ganz ſtill, ich gehe jetzt auch zurück, und wir ſprengen jetzt."

Einen Augenblick zögerte ich noch, ich lauſchte, ich hörte nichts. Nur das ſchwere Röcheln ſeines Atems in der Bruſt.

Nun ging auch ich. Leiſe. Dann, — er hatte doch wohl meine Schritte gehört, vernahm ich noch einmal ſeine Stimme, daß es mir eiskalt durch Mark und Bein ging, ſo bang kam es von dort her, als hätte die Erde ſelber geſchrien: „In Ewigkeit, es iſt alles ſo dunkel, Otto, laß mich doch nicht allein!"

Da lief ich, am ganzen Körper zitternd, zu den anderen hin. Eine Sekunde darauf ſprang der elektriſche Funke in die Spengladung, der Schuß dröhnte auf, Qualm wallte uns entgegen.

Wir drangen hinein. Der Felſen war zertrümmert.

Unter den Brocken, Brettern und braunen Hemden fanden wir unſeren Kameraden, er war tot.

Seine Hände waren noch gefaltet.

Sie müssen sich gegenseitig wieder achten lernen, der Arbeiter der Stirne den Arbeiter der Faust und umgekehrt. Keiner von beiden bestünde ohne den anderen. Die beiden gehören zusammen, und aus diesen beiden muß sich ein neuer Mensch herauskristallisieren – der Mensch des kommenden Deutschen Reiches. **Adolf Hitler**

GRUBENBRAND

Drei Tage wühlt der Brand im Schacht,
dumpf lastet trüb und schwer die Nacht.
Drei Tage und drei Nächte schon
ruft eine Mutter ihren Sohn.

Die Räder gehn, das Feuer loht,
im Förderturm hockt blaß der Tod.

Drei Tage und drei Nächte fleht
das Weib verwirrt ein Bittgebet.
Der Abend sinkt, der Morgen graut,
ins heiße Kissen weint die Braut.

Die Räder gehn, das Feuer loht,
im Förderturm hockt blaß der Tod.

Drei Nächte bang das Kleinste fragt:
„Kommt Vater, wenn es wieder tagt?"
Drei Tage schon und jede Nacht
tief unten wilder Wahnsinn lacht.

Die Räder gehn, das Feuer loht,
im Förderturm hockt blaß der Tod.

Vielhundert Leben, die er barg,
der Stollen — ist ein langer Sarg.
Und heißer Herz zum Herzen ruft.
Der Brand wühlt in der Totengruft.

Die Räder gehn, das Feuer loht,
im Förderturm hockt blaß die Not.

Die Niet-Kolonne

Langgeſtreckt lagen die Keſſel in der Werkſtatt. Einer war mit einem Holzgerüſt umſtellt.

Rittlings obenauf ſaß Brandau, der Nieter, den Klinkhammer in der Rechten, die linke Fauſt ſpannte ſich um die Döpperzange.

Aretz machte den rechten, Michels den linken Zuſchläger, ſie ſtanden auf den Gerüſtbrettern und ſtützten ſich auf die langen Stiele ihrer Vorhämmer. Innen im Keſſel hielt Buchholz die Nietwinde, den Pinn zum Andrehen in einer, die Nietzange in der anderen Hand. Alle vier warteten ſie auf die erſte Niete.

Aus der Ecke, vom qualmenden Feuer, rief der Wärmjunge: „Fertig!" Und ſchon flog in glühendem Bogen eine weißſpritzende, funkelnde Niete in die ſchwarze Höhlung des Keſſels.

Michels hatte ſeinen Hammer mit beiden Händen hochgeriſſen. Kaum erſchien die glühende Spitze aus dem Loch, da ruckte Buchholz, der Stockmann, mit ſchnellem Zug die Winde darunter und ſchrie: „drauf!", da riß Aretz ſeinen großen Hammer auf die Platte, Brandau, der Nieter, fuhr mit ſeinem Klinkhammer blitzſchnell hinterher, und ſchon ſchwang der dritte Hammer im Rundſchlag knallend auf das Eiſen.

Die nächſten Schläge aber quetſchten das glühende Nietende in drei, vier Hieben platt, damit der Nieter den Döpper aufſetzen und den Kopf ſchließen konnte.

Schnell ſchmiß der Nieter den Hammer beiſeite, ſchwang den Döpper auf. Rumps, klatſch, paff verklang der Dreitakt, und die federnden Hämmer prallten im Doppelſchlag auf das klingende Stahlſtück, fegten nieder, hoch aus der Luft, von den langgeſtreckten Körpern und Armen herabgeriſſen. Die erkaltende Niete ſchloß ſich rund zur glatten Halbkugel, die das Loch verſchloß und die Platten verband.

Fünfzigmal hoben die Arme mit den Hämmern ſich hoch bis in den Rauch an der Decke, riſſen die Leiber ſich hinunter und ſchleuderten die Hämmer nieder, fünfzigmal prallten die Schläge im Rundſchlag hinab auf den Döpper. Aber ſchon bei den letzten Schlägen flog eine neue Niete vom Feuer her, klackerte in den Keſſel, wurde vom Stockmann ergriffen und ins Loch geſteckt; kaum ruhten die Hämmer, da erſchien von neuem die funkelnde Niete: ein-zwei-drei, eins-zwei-drei. Dann fielen die Schläge auf den klingenden Döpper, langgezogen und ausgereckt, eins — zwei, eins — zwei, Schlag auf Schlag, endlos in ſchallendem Krachen.

„Kommen laſſen!" brüllte der Nieter.

„Fertig," ſchrie der Stockmann.

„Hitze," rief der Wärmjunge vom Feuer her und ſchmiß eine Niete.

„Drauf," ſchrie der Stockmann wieder, und die nächſte Antwort war ein Hammerſchlag.

Immer von neuem ſchlug die glühende Niete den Bogen vom Feuer zum Keſſel, ſchrie das Eiſen auf, erdröhnte die Luft, ſprangen die

Schläge aus der Werkſtatt durch das weit offene Tor, liefen über die Wieſen und wurden von dem Walde zurückgeworfen, der am Fuße des Hügels lag.

Die Sonne ſtieg und ſtieg, es wurde heiß an den Hämmern. Der ausbrechende Schweiß machte den Nietern die Haut geſchmeidig, aber er ſog ihnen auch die Kleider auf den Leib. Die Nieter ſpürten in ihren gelöſten Gelenken die Luſt an der Kraft und ihre Freude am jagenden Tanz ihrer Glieder. Von ſechs zu ſechs Nieten flogen die Hämmer aus den Händen, wurde der Schlüſſel ergriffen, die Mutter abgedreht, der Dom ins Loch geſchlagen, es auszuweiten, der Nieter rückte mit ſeinem Sitzkiſſen voran.

Alſo hieben ſie die Langnaht zuſammen; ein Trommellied der Arbeit, lang wie eine Fabrikſtraße.

ARBEIT

DRÖHNEND FALLEN DIE HÄMMER
WUCHTIG IN SCHLAG UND TAKT
GELLEN EHERNE ZUNGEN:
ANGEPACKT!

RIEMEN KNARREN UND KREISCHEN:
„UNS IST DAS WERK ZU SCHWER.“
KURZE KOMMANDOWORTE
KLINGEN DAHIN UND DAHER.

DAS IST EIN STARKES SINGEN.
MÄCHTIG VOLL KRAFT OHNE END'.
DAS IST MUSIK FÜR JEDEN.
DER UNSERE ARBEIT KENNT!

Hundert Zentner Eisenbolzen

Kohlhammer fährt in seinem Fernlastwagen die Landstraße hinunter. Links und rechts Wald. Die dunkle asphaltierte Fahrbahn ist wie das riesige Langschiff eines großen Domes. — Über ihr ein Schlitz Sterne.

Bereits eine Viertelstunde geht es bergab, immer bergab, als fahre er in die Erde. Die Scheinwerfer stehen geradeaus, schlagen auf die weißgestrichenen Steine in der Kurve, und wenn das Steuerrad sich dreht, der Wagen in die Biegung brummt, ist es, als wichen die Bäume vor dem fauchenden Ungetüm erschreckt zurück. Die eingebaute Uhr am Schaltbrett zeigt Mitternacht. Der Zeiger des Geschwindigkeitsmessers vibriert über der Fünfzehn. — Schneller kann der Fernlastwagen die abfallende Straße nicht nehmen, denn der erste Gang ist geschaltet und blockt den Motor. Das schont die Bremsen.

Heute hat Kohlhammer den Anhänger auf dem Ladeplatz stehenlassen, er muß morgen wieder mit einer Ballenladung dorthin zurück. Immerhin birgt der Kasten hinter ihm hundert Zentner Eisenbolzen.

Nun gleicht sich die Straße allmählich etwas aus, der arbeitende Motor bremst nicht mehr. Kohlhammer schaltet den zweiten Gang, gibt Gas, kommt auf dreißig Kilometer und führt den Hebel in den dritten — fünfundvierzig — fünfzig Kilometer. Da erscheinen unten weit im Lichtkegel gekalkte Baumstämme. Doch ist die Kurve stumpf, mit Tempo kann er sie durchfahren.

Rote Lichter vor ihm — Schranke — Halt!!!

Er drückt mit Gewalt auf die Bremsen. Hinter ihm schrippt es, der Gummi plackt mit dem Makadam — Krach! Die Schranke zersplittert. Stoßend springen die Vorderräder über Eisenbahnschienen und schlagen weiter ins zweite Gleis. — Die andere Schranke drüben zittert im Scheinwerfer.

Nach rechts wirft Kohlhammer den Kopf: dunkel. — Links: zwei blinzelnde Lichter! Zusehends werden sie größer. —

Nur eine Hundertstelsekunde stiert er auf die gefahrbringenden gelben Scheiben, eine Hand gespannt auf dem bebenden Handrad, die andere am Türgriff. Dann stößt er die Türe auf und springt, gebannt die näherzischenden Lichter anblickend, hinaus auf den Bahndamm. —

Was ist es? Güterzug oder —? Das Dunkel hinter den Lampen flimmert so eigentümlich blau — erleuchtete Fenster? Menschen —? — Und hundert Zentner Eisenbolzen sperren!!

Entsetzen über das nun Kommende lähmt ihn fast, aber mit aller Gewalt treibt er sich vorwärts. —

Feigling!!

Da dreht Kohlhammer mitten im Lauf, setzt die Stiefel in den Schotter, daß die Steine spritzen, und rennt nach seinem Wagen zurück. Der Motor knattert noch. Ein Satz hoch. Fuß auf den Gashebel — Kuppelung — Gang — die Maschine rast Touren —

Links die großen Lichter! — hundert Meter — achtzig — ſechzig — ſchon iſt der Vorderbau der Lokomotive umriſſen —

Er iſt nahe daran, wieder rauszuſpringen. Da aber klammert er das Handrad noch feſter und läßt die Kupplung los. Es iſt, als bekäme das ſtählerne Wagenroß den Todesſchlag! Die Räder ſchießen nach vorn — heben die Blattfedern — rucken zurück — werfen die Ladung einen Fuß hoch — fangen ſie wieder — und zerren hundert Zentner Eiſen fort, nur fort! — Eine Radumdrehung torkelt der Wagen voran — zwei, drei, vier — wird ſicherer, ſchneller. Vorne zerſchlägt die Kühlhaube die zweite Schranke, knickt ſie zuſammen. — Kohlhammer ſitzt ſteif, hart das Geſicht. Hinter ihm wahnſinniges Toſen und Donnern. Im Spiegel vor ihm tanzen erleuchtete Zugfenſter. Dann wird das runde Glas dunkel. Das Donnern verſchluckt die Ferne. —

Heiß ſtößt er den Atem — verrrdammt! — und blickt durch die Tür. Weit wird ein rotes Licht ganz klein.

Langſam bremſt er und lauſcht zum Motor hin.

Dann ſteckt er ſich eine Zigarette an und ſteigt vom Wagen. Mit einer Taſchenlampe leuchtet er unter die Räder. An Kardanwelle und Chaſſisfederung iſt nichts zu ſehen — aber die Wagenrückwand hängt unten. Die Klapphaken ſind von dem vorüberſauſenden Schnellzug weggeriſſen worden.

Von drüben läutet die Schrankenglocke. Den Damm entlang raſſelt ein Draht und ein paar abgebrochene Balkenſtümpfe recken ſich hoch, die am Eiſengitter ſchlaff baumelnden Splitter an ſich ziehend. — Müde klettert er wieder auf den Führerſitz. Jetzt möchte er mit jemandem ſprechen können. Die dunkle Straße iſt ſo einſam.

Dem deutschen Arbeiter werden wir Nationalsozialisten von jetzt ab die Bahn frei machen zu dem, was er fordern und verlangen kann.

Adolf Hitler

Monteur Michel

In der Stromzentrale macht der Wärter vom Frühdienſt den letzten Kontrollgang. An den Schalttafeln tänzeln Amperemeternadeln, Sicherheitslampen brennen; im dahinterliegenden Hochſpannungsraum ſummen die Transformatoren. Eben ſpringt mit knackſendem Ton der große Zeiger der elektriſchen Betriebsuhr und zeigt fünf Minuten vor drei. Da ſchrillt über der Eingangstüre eine Glocke.

Der Wärter läuft ans Telephon. — „Zentrale?“ Er erkennt die Stimme eines Kollegen von der Montage: „Na, Michel, was gibt's? — Strecke ſieben ſperren? Wird gemacht, ſofort — — ja, ich habe jetzt Feierabend — — ach ſo, ja, man hat mir noch keinen Beſcheid geſchickt; ich will von hier aus direkt ins Krankenhaus — dann bis heute abend.“

Er hängt den Hörer ein, geht zurück an die Schalttafel, wirft einen vergewiſſernden Blick auf die Nummer 7, packt den Griff und drückt den Hebel nach unten.

Wieder läutet die Telephonglocke. „Verflucht!“ denkt der Wärter und eilt nochmals an den Apparat.

— „Zentrale? — Nein, Herr Direktor, Sanders iſt noch nicht hier — — jawohl, ich werd's ihm melden.“

Er hängt den Hörer wieder ein, blickt flüchtig durch das Fenſter, ob der Ablöſer noch nicht zu ſehen iſt, und geht nach den Kleiderſpinden hin, ſich umzuziehen. — Heute wird ihm die Zeit zu lang. Immer muß er an ſeine Frau denken. Aber ſie wird die Operation wohl gut überſtanden haben, ſonſt hätte man ihn gerufen, beruhigt er ſich.

Da geht die Türe auf und Sanders ſchiebt ſein Fahrrad vor ſich her. — „Mahlzeit! — Was machſt du für'n Geſicht, Jupp? — Mir iſt es was ſpät geworden, meine Alte hatte noch zu krakeelen — wie iſt es denn mit deiner Frau? — Überſtanden? —“

„Ich kann dir noch nichts ſagen, ich werde es aber gleich gewahr, ob es geklappt hat.“

Sanders begleitet den Kollegen hinaus und hält ihm die Türe auf. „Was ich dir noch beſtellen ſoll,“ ſagt der andere zu ihm, „du ſollſt gleich den Chef anrufen. — Mahlzeit!“

Sanders geht ſofort ans Telephon, ſpricht kurz mit dem Direktor, hängt wieder ein und macht den Kontrollgang an der großen Schalttafel vorbei. Bei Schalter 7 ſtutzt er. Nummer 7 raus!? — Die ſpeiſt doch drei belebte Straßenzüge! — Als ich mit dem Direktor ſprach, muß der Automat herausgefallen ſein.

Sanders weiß, daß der Automat von Schalter 7 empfindlicher als die andern arbeitet und bei den geringſten Stromſchwankungen von ſelbſt herausſpringt. Und er kann nur herausgeſprungen ſein, denn wenn Strecke 7 wegen Arbeiten geſperrt wäre, müßte ein Warnungsſchild am Hebel hängen.

Schon hat er die Hand am Griff und will einschalten, da besinnt er sich eines andern. Sollte Jupp vielleicht vergessen haben das Sperrschild anzuhängen? — Sanders glaubt es nicht, sein Kollege Jupp ist mit allen Gefahren der Zentrale vertraut, an sich schon achtsam, und macht auf jede noch so kleine Änderung im Betrieb aufmerksam.

Vorsichtshalber aber geht er nach dem Pult und wirft einen Blick in das offenliegende Kontrollbuch. Er findet keine Eintragungen. Nun ist Sanders seiner Sache ganz sicher. Strecke 7 hat sich von selbst gesperrt. Nur wundert er sich, daß der Hebel ausgerechnet flog, während er mit dem Direktor sprach. Er ärgert sich, weil er nicht sofort, als er eintrat, die Schalttafel kontrollierte. Jetzt beeilt er sich, um schnell an den Schalter zu kommen. Denn gleich werden die Bewohner der Strecke 7 wegen des ausgebliebenen Stromes anrufen, und er wird vielleicht noch einen Rüffel kriegen. — Ach, denkt er, Ruhe bewahren.

Zum zweiten Male hält er den Schalthebel in den Händen. Ein kurzes Zögern. Noch einmal geht ihm die Nummer 7, das Sperrschild, das Kontrollbuch und die Station draußen auf der Müllerstraße durch den Kopf. —

Es ist alles in Ordnung!

Langsam hebt er den Hebel — ganz langsam —, bis er das Aufliegen der Kontakte fühlt. Dann drückt er ihn schnell, mit einem Ruck, durch bis zum Anschlag — läßt den Griff los, die Amperenadel schlägt weit aus.

„Nicht einschalten! ! — Sanders, hast du — ? ?"

Wie vom Blitz getroffen starr Sanders nach der Tür. Jupp steht dort. Kreidebleich. Jupp hat vergessen einzutragen. Und Schild anzuhängen — ! ! !

Er wirft beide Hände, um den Hebel wieder runterzureißen. Doch ehe er ihn berührt, löst der Automat. Der Hebel fällt.

Draußen auf der Müllerstraße, in Station 7, dem engen, runden Transformatorenhäuschen, hat Monteur Michel die Endmuffe des 6000-Volt-Kabels geöffnet. Mit jeder Hand an einer Kabelphase, will er diese nach unten biegen, um besser arbeiten zu können. Da plötzlich wirft er den Kopf nach hinten. Sein Mund wird breit. Die Unterarme beben. Durch den Körper geht ein Zittern. 6000 Volteufel rumoren in seinem Innern. Die Hände zischen, als würden sie in glühendes Eisen getaucht, sie werden braun, schwarz. Das Braun läuft die nackten Arme hinauf, drückt die dicker werdenden Adern über die Haut — die Sehnen springen wie Kolbengestänge einer rasenden Maschine. Langsam biegen sich die Arme in den Gelenken, ziehen den Körper an, näher, näher! Wie ein Magnet anzieht mit der ungeheuren Kraft eines unsichtbaren Dämons, pressen sich die Glieder an den Körper, verkrampfen alles zu einem Klumpen. Und das Kabelende zerrt den Klumpen an die Endmuffe. —

Es riecht nach verbranntem Fleisch. —

„Michel! !" — ſchreit der Kamerad hinter dem ſterbenden Monteur. Es iſt wie ein letzter Gruß. Dann ſteht er ſtur, unfähig ſich zu rühren — der Klumpen dort war der fröhliche Michel!

Er ſieht ihn neben ſich gehen, alle Jahre, in denen ſie zuſammen arbeiteten, ſieht Michels Frau und Kinder. Er ſieht ſich an Michels Stelle dort tot hängen, ſieht ſeine Frau und ſeine eigenen Kinder. Alles ſieht er in der einzigen halben Sekunde. —

Er weiß, daß er am nächſten Hauſe die Scheiben einſchlagen und die Glasſtücke als Iſolation unter ſich legen muß, um Michel von dem Stromkreis abzureißen — aber — Michel iſt ſchon tot. — Da fällt der verkrampfte Körper auch ſchon auf den Boden — im Schalthaus fliegt der Kurzſchlußautomat. —

Kumpel Michel!

Walzwerk

Werksgebäude und Schlackenhalden. Darüber hängt
immer die gleiche Wolke, flockig und rauchgetönt.
Um den weißlich qualmenden Kühlturm eng gedrängt
Schlot bei Schlot und Dächer, an Ruß und Qualm gewöhnt.

Weithin gähnende Hallen, darinnen es dunstet und raucht,
und ein Brodem sich braut, aus Öl und Schweiß gemischt.
Rundum siedet es auf, quarrt es, knattert und faucht,
während kochendes Eisen in flammendem Zorne zischt.

Von den harten Kiefern der Walzenstrecke gepackt,
plättet sich Eisen zu bläulich gleißendem Stahl.
Jetzt gehoben wird es gedreht, geschweißt, gezwackt.
Kreischend winselt und heult es auf aus solcher Qual.

Nackte Leiber, schweißig, mit tiefem Rot beschwemmt,
und zehn Arme zerren hinter sich her
eine glühende Schlange. In Zangen festgeklemmt
windet sie sich und dehnt sich mehr und mehr.

Öfen glosten; aus Rillen und Ritzen bleckt
grimmige Zähne die brodelnde Eisenglut.
Eine feuerfarbene Feuerzunge leckt
nach dem grauen Himmel, der über dem Werke ruht.

Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter. Es mag einer tätig sein, wo immer er soll, er darf nie vergessen, daß die Nation nur lebt durch die Arbeit aller.
Adolf Hitler

Brückenbau

Leeres Land zu beiden Seiten des Stromes, von Ost und West kommt je ein Bahndamm aus der Ferne; sie verbinden sich mit den Betonbrückenköpfen und gehen in straffgegitterte Eisenverstrebungen über. Nach hundert Metern brechen die eisernen Bögen jäh ab: zwischen den gemauerten Betonpfeilern gähnen mehr als hundert Meter Leere; das mittlere Drittel der Brücke fehlt noch.

Dieses Mittelstück fehlt nur im Zusammenhang: es ist da. Drüben am Rand des Stromes liegt es aufgebaut. Die fertig genieteten Eisenmassen ruhen auf miteinander verbundenen Kähnen, die bis an den Rand im Strom liegen. Die Kähne sind soweit mit Wasser gefüllt, daß sie gerade schwebend die Brücke halten.

Es ist morgens vor acht Uhr. Die Arbeiter, Zimmerleute, Nietkolonnen und Helfer sitzen auf den Trägern; sie warten auf das Regierungsschiff, daß die Herren von der Strombauverwaltung und die Ingenieure aus der Fabrik heranbringt. Heute ist die Durchfahrt auf dem ganzen Strom gesperrt. Schleppzüge ankern in respektvoller Entfernung. Da, punkt acht Uhr, schwenkt das weiße Schiff heran, der Bauleiter steigt in ein Motorboot und fährt zu den Arbeitern an das Mittelstück heran. Alle sind aufgestanden, drängen im Halbkreis vor, der Bauleiter reißt den Hut vom Kopf und ruft hinüber: „Guten Morgen, Arbeitskameraden! Der Tag und die Stunde sind gekommen, heute wird die Brücke zusammengefahren. Die Umstände zwangen uns, diese Brücke in drei Teilen gleichmäßig auszuführen. Der mittlere, an dem wir jetzt stehen, wird eingeschwommen werden. Eure Vorarbeiter haben es euch erklärt. Die Schlepper fahren die Kähne mit dem Zwischenstück in die Lücke der Seitenteile. Dann werden die Pumpen das Wasser aus den Kähnen schmeißen, diese steigen und heben die Brückenmitte hoch. Sobald diese mit den Seitenteilen gleichsteht, werden die euch bekannten Verbindungsmittel eingesetzt; jeder muß auf seinem Posten seine angewiesene Arbeit tun. Kameraden! Auf diese wenigen Stunden kommt es an — seid aufmerksam und hört, was befohlen wird! Glück auf! Die deutsche Arbeit hoch!"

„Hoch!" — rufen die Brückenbauer und schwenken dazu die Mützen.
Jetzt kommt der große Signalpfiff.

Das Motorboot schnurrt davon, zu den Schleppern, der Pfiff gellt, die Arbeitsschiffe tuten Antwort. Unendlich langsam ziehen sie an, man merkt es kaum, wie sie vom Land loskommen; als sie mit der Strömung abwärts zu treiben scheinen, geben sie Volldampf.

Langſam gegen den Strom ſchwimmt nun der großmächtige Bau. Langſam ſchiebt er ſich vor; es dauert über zwei Stunden. Endlich ſteht die Mitte genau in der offenen Lücke. Die Brückenbauer ſehen hinunter. Als die Oberkanten der ſteigenden Mitte an die Unterkanten der Seitenteile anſtoßen, da erzittert für einen Augenblick das ganze Eiſengebäude. Die Gleitplatten ſind gut mit ſchwarzer Seife und dickem Öl beſchmiert, es genügt ein gewaltiger Hebeldruck von zehn Mann am Knippbaum und die ungeheure Laſt der vielen tauſend Tonnen gleitet in die vorgeſchriebene Bahn, ſteigt langſam aufwärts. Mit dem linken Arm um die Träger eingekrallt, biegen die Brückenbauer ſich tief und weit vor, um ja den erſten Augenblick des Näherkommens nicht zu verpaſſen. Auf einmal müſſen ſie den Arm vor die Augen preſſen. Staub und Roſt fegt von den Trägern hinab. Da erſt merken ſie, daß ein Wind aufgekommen iſt. Der erſte Stoß iſt vorüber, ſie ſehen in die Ferne, gelbe Wolken am Horizont, Gewitterwind! In heulenden Stößen fegt er um ſie hin, immer wieder fliegt der Dreck von den Trägern in die weit aufgeriſſenen Augen; trotzdem müſſen ſie auf die mit Rotmennige und Bleiweiß kenntlich gemachten, weithin leuchtenden Verbindungslöcher ſehen. Den Stahlpinn in der rechten Fauſt, mit dem linken Arm in die Winkel feſtgeklammert, erwarten ſie das Aufkommen dieſer Löcher.

Was nützt es nun, daß alles ſo klar ausgedacht und berechnet, alles vorher erklärt und beſprochen worden iſt! Wer kann wiſſen, wieviel Gewalt der Wind auf die Träger, Schiffe und Waſſerflächen, in Tonnen berechnet, ausübt! Nein, der Wind konnte nicht eingerechnet werden. Dieſer unſichtbare Feind verſucht jetzt, die harten Hände und den härteren Geiſt zu verwirren.

Sie ſehen die Brücke höher und höher ſteigen, fühlen ſchon das Schwanken und ſchieben dem Wind die Schuld zu. Sie dürfen keinen Augenblick die Löcher aus den Augen laſſen, und doch können ſie nicht anders — einen Augenblick müſſen ſie ſie hinuntertun auf das Waſſer, auf die Schiffe, um zu ſehen, ob der Rhein ſchon in Wellen zu ſchlagen beginnt. Der erſte Vorarbeiter Welters ſitzt nun oben auf dem Brückenbogen, wohin ihn der Ingenieur befohlen hat — fünfzehn, zwanzig Meter über dem Waſſer. Er muß nach rechts ſehen und nach links, nach vorn und hinten, auf die Träger, auf die Leute, auf die Schiffe und die Taue. Die meiſte Arbeit hat er mit den Schleppern, die ungleichmäßig ziehen. Er gibt Signalpfiffe, die Schlepper tuten Antwort; das Schwanken muß jetzt aufhören oder — es liegt nicht an den Schleppern, es liegt an dem verdammten Sturm; eine hundert Meter lange Brücke, zwanzig Meter breit, und die ſollte von einem unſichtbaren Gegner, dem Wind, beherrſcht werden?

Welters Geiſt gerät in eine unerträgliche Spannung, er vergißt ſich ſelber, iſt hingeriſſen von dem ſtummen und erbitterten Kampf. Er macht dies ja ſchon zum fünften Male; doch jetzt iſt es etwas ganz anderes. Der Wind iſt zum Sturm geworden. Bis jetzt ſteht alles gut. Eine Stunde noch, dann wird die Brücke auf gleicher Höhe ſtehen, dann können die Hilfsträger untergeſchoben, die Schrauben ins Loch geſteckt

werden, dann kann kommen was will, Erdbeben und Weltuntergang, unſere Brücke, die wird ſtehen!

Oder ſie ſtürzt, reißt alle Mann auf den Kähnen und Trägern mit hinunter in den Strom. Da gibts keine Rettung und kein Halten — was nicht erſchlagen wird, das erſäuft, Mann und Meiſter, Techniker und Ingenieur, rettungslos ſind Werk und Menſch miteinander verbunden. Das Schickſal der Brücke iſt Menſchenſchickſal geworden.

Mehr als hundert Mann wachſen in dieſen Minuten der Spannung zu einem einzigen Arbeiterblock, der nur noch zuſammen denkt, zuſammen handelt. Da glühen die Gedanken aus den Hirnen in brennender Stichflamme von einem zum andern, ſich ſelbſt unbewußt: die Brücke, die Brücke!

Noch eine Stunde? Eine halbe Stunde?

Welters kniet auf dem höchſten Punkt des Bogens, hängt, ſpäht wie ein Raubvogel mit gerecktem Hals über die Kante; er ſteht auf, geht wie ein Kapitän auf der Kommandobrücke übers Gerüſt. Es wird ihm bewußt, daß er auch gar nichts mehr tun kann. Er muß warten! Warten! Sehen, ob alles gut geht. Unten puffen die Dampfmaſchinen der Pumpen, die Waſſerſtröme klatſchen, von allen Seiten fliegen Fetzen Geräuſche: die Eiſenträger reiben aneinander, ſie ſcheuern mit kreiſchendem Schreien, dann rubbert dumpf, ſprungweiſe, weiß der Teufel was, dann knallt und ſchrammt ein Stahlſeil. Welters ſpuckt vor Wut auf die Pumpen hinunter, weil die nicht ſchneller machen können. Brücke, verdammte Brücke! Bums, lange hat ſich der Träger geklemmt, jetzt macht er wieder einen Hubs nach oben — der Vorarbeiter ſpannt von neuem auf die Pumpen, auf die Kameraden, auf die Löcher. Unerträglich langſam geht das voran. Warten, warten, warten!

Der Wind ſauſt ,der Dreck fliegt. Er muß die Augen zukneifen. Noch fünfundzwanzig Minuten, noch zwanzig Minuten?

Tatloſes Warten! Warten hier oben auf dem Träger, warten Minute um Minute. Das Herz beginnt zu pochen, das Blut klopft in den Schläfen. Welters denkt, es iſt wie vor zwanzig Jahren: dieſe Brücke iſt ein Schlachtfeld, hier wird geſiegt — oder geſtorben! Hier bewähren wir uns, bewährt ſich das Werk, oder wir werden zu Schrott, vernichtet! — Er hört Hammerſchläge, die wie Schüſſe peitſchen, Zahnräder knattern wie Maſchinengewehre, dazwiſchen Kommandoſchallen und gellende Signalpfiffe. Welters denkt an die Worte des Ingenieurs: Alles oder nichts. Sieg oder Niederlage. So iſt die Brücke das Schlachtfeld der Arbeit geworden. Soldaten ſind die Arbeiter, die um ihr Leben und das Leben des Ganzen kämpfen. „Soldat Welters!" ſo redet er ſich ſelber an, „du ſtehſt hier, General über der Arbeitsſchlacht, aber ändern kannſt du auch nichts am Verlauf, du kannſt nur dein Leben, eingeſetzt in das Werk, mit dem Leben der Kameraden verbinden! Du kannſt nur mit ihnen ſiegen — oder mit ihnen untergehen!" Es iſt ihm, als ſäße er gar nicht mehr hier oben auf dem Träger, als ſchwebe er, getragen von der Verantwortung und dem Vertrauen.

Es iſt ihm, als fühlte er zum erſtenmal die wunderbare Harmonie aller ſchaffenden Kräfte. Die Einheit aller Arbeit: Werk und Menſch!

Er ſieht alles, was zu ſehen nötig iſt, ordnet in ſeinem Kopf das Bild des ganzen Bauwerks: Die Brücke! Die Brücke!

Es iſt ſchwer, ſo ſtill zu ſtehen in dem kreiſchenden Krachen, Stoßen, Heben. Indeſſen iſt die öſtliche Seite hochgekommen; es gibt furchtbare Stöße, wenn ein Träger ſich klemmt. Schläge, die die ganze Brücke erſchüttern, wenn der ſteigende Druck mit einem Ruck das Ganze höher ſtößt. Das weſtliche Pumpwerk ſcheint nicht recht mitzukommen; dort hängt die Brücke tiefer. Die öſtlichen Pumpen müſſen zeitweilig ausſetzen. Er hört durch den Sturm hin das Knirſchen der Träger, fühlt das Vibrieren des rutſchenden Eiſens. Jetzt glaubt er zu ſehen, wie ein Schlepper nachläßt — er ſieht die Brücke aus der Richtung zurückgehen, wieder vorwärtsſchwanken, ſieht die Nieter verzweifelt mit den Pinnen nach den Löchern fuchteln, hört Flüche, Kommandogebrüll; mit ſchrillem Geſchrei rattern die Kranwinden an, die den letzten Ausgleich mit Anziehen und Loslaſſen geben müſſen. Noch ein paar Minuten, dann muß die gleiche Höhe hergeſtellt ſein, dann müſſen die Mitten vollkommen parallel ſtehen; er ſieht die Nieter, wie ſie am unteren Träger die Löcher gepackt haben; wie ſie mit den großen Dornen voranſtoßen. Noch ein paar Sekunden, dann werden die Winden oben anziehen und die paar Zoll herüberholen, die noch an der Senkrechten fehlen.

Warten! Minuten! Sekunden!

Da! Krachen, Brechen, die Brücke wird von einem gewaltigen Stoß erſchüttert, Pfiffe von unten durch die heulenden Windwirbel, leiſe knirſchendes Poltern, das zum donnernden Toſen anwächſt. Ein zweiter Stoß nun . . . dann Ruhe. Über ihm klingen die Stahltroſſen, heulen wie geſchlagen auf, die Kranwinden ziehen an. Sie ſchaffen es, Zoll um Zoll ziehen ſie die Mitte herüber, ins Senkrechte, damit Loch auf Loch ſteht.

Da — mit ungeheurem Sauſen zerſpringt eine Stahltroſſe und klatſcht in die Konſtruktion, wie ein Schuß ſauſt die zweite hin, wie ein ziſchender Granatſplitter fegt die dritte über ihm her. Die Brücke — wahrhaftig, ſie tut einen Sprung, hoppſt hoch und ſetzt mit einem gewaltigen Schlag auf. — Eine Sekunde, zwei, drei, vier! Sauſt ſie jetzt noch nicht ab? — Entweder — oder — fünf, ſechs, ſieben — er hört mit Zählen auf, zählt weiter, zwanzig Sekunden, dreißig! Stürzt ſie nicht weiter? Sitzt ſie auf? Er ſieht unter ſich die Kolonnen hantieren, abgelaufene Rollen, Taue, Balken poltern ab; er ſieht die Holzkreuzlager auf dem Waſſer treiben, die Schlepper vorandampfen: die Brücke ſteht!

Wir Werkleute all

Wir Werkleute all, wir alte und junge, wir Männer und Fraun,
die wir nur Flamme, Gluten, Massen und Kräfte schaun,
wir, die wir die Flammen, Gluten und Kräfte bezwingen,
hört unsre Fäuste das Lied der Arbeit singen.

Wir Werkleute all tragen unter dem blauen Tuch
wie ihr eine Seele, die weint und jubelt unter Segen und Fluch.
Und neben dem lauten Leben ein Menschsein mit allen Gefühlen,
in Liebe und Frühling, in Armut und Not, Erde und Himmel wühlen.

Wir Werkleute all sind allen Werks Fundament.
Auf unsern Leibern stehn die Maschinen, auf unsern Leibern der Hochofen brennt,
doch unser Geist will nicht an Räder und Achsen um den ärmlichen Taglohn kleben,
er wird sich mit Volk und Land verbinden zu neuem Leben.

Wir Werkleute all hüten die deutsche Erde, sind fruchtbar aus ihrem Schoß,
mit kämpfenden Hämmern schlagen wir uns aus aller Knechtschaft los.
Schmolz auch das göttliche Band zwischen Mensch und Werk in hassenden Flammen:
Wir Werkleute all schmieden ein neues Volk zu stolzer Freiheit wieder zusammen.

Heinrich Lersch

Kameraden!

Helden des Alltags, das sind Männer und Menschen der Gegenwart und des Lebens. Wir sehen sie nicht nur in Bergwerken, Schmieden, Maschinenhallen und an Motoren, sondern zu ihnen gehören auch der Pionier, der Flieger und der Soldat des Spatens, wie der Arbeiter an der Reichsautobahn, und die Männer aus dem großen Heer der Angestellten und Beamten. Helden des Alltags, das sind Männer des ganzen Volkes, die mit dem größten Einsatz und höchsten Pflichtbewußtsein ihre Arbeit als Dienst an der Gemeinschaft auffassen.

Die Seiten der Mappe sind zu knapp, um die Taten dieser Männer, wo sie auch stehen mögen, zu schildern, doch das ist ja auch nicht der Sinn. Die Schilderungen vom Kumpel und Monteur, vom Werkmeister am Brückenbau und vom Fahrer des Lastkraftwagens haben uns die Pflichtauffassung und den Einsatzwillen gezeigt.

Denn es ist gleich, wo man hingestellt wird, wichtig ist, wie man seinen Platz ausfüllt.

Unsere Pimpfe werden einmal an den Arbeitsstellen dieser Männer stehen, und dann sollen ihre Taten Vorbild sein für die Erfüllung der uns gestellten Aufgaben.

Wir werden die Arbeit nicht als eine Fron verfluchen, sondern als Dienst am Volksganzen auffassen. Diesen Dienst nehmen wir genau so freudig auf wie unseren Jungvolkdienst.

So soll denn dieser Heimabend durch unser Hineingehen in Betriebe, Werkstätten, Arbeitsdienstlager, Kasernen und an die Reichsautobahn seine Ausweitung erhalten und durch das Erlebnis beim schaffenden Menschen seinen richtigen Sinn. Die Werte unseres Dienstes: Pflicht, Einsatz und Kameradschaft werden noch klarer hervortreten, und stolz werden wir danach unseren Dienst im Jungvolk, als eine Vorstufe des zu bestehenden Lebenskampfes, erkennen.

Noch eins stellen wir fest:

Die Söhne der Arbeiter, Bauern und Soldaten, die Söhne der Helden des Alltags, der Vormänner der deutschen Arbeit und des deutschen Volkes, sie stehen in unseren Reihen.

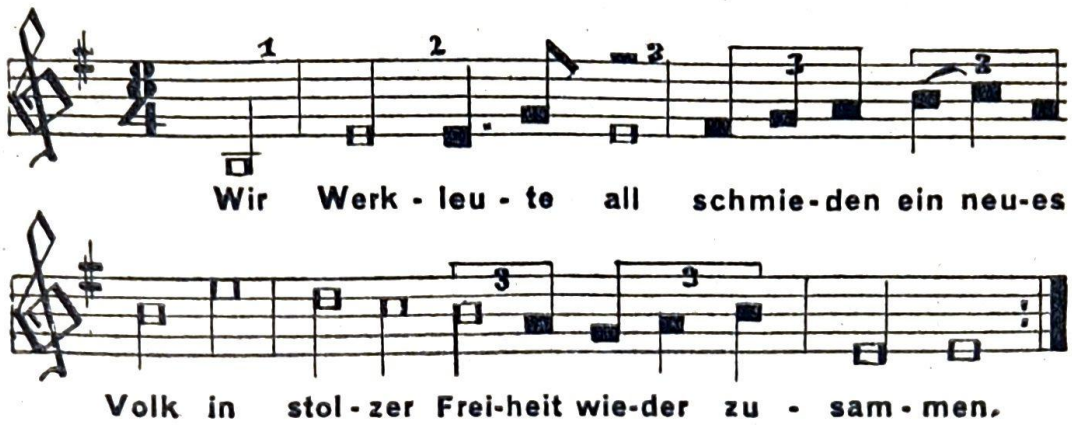
Geeint durch die große Kameradschaft der deutschen Jugend wollen wir mit unseren jungen Jahren unseren Dienst mit Pflicht und Einsatz versehen, für unsere und Deutschlands Zukunft.

W. Kolbe

ICH WERDE KEINEN
GRÖSSEREN STOLZ IN
MEINEM LEBEN BESITZEN
ALS DEN, EINST AM ENDE
MEINER TAGE SAGEN
ZU KÖNNEN:
ICH HABE DEM DEUTSCHEN
REICHE DEN DEUTSCHEN
ARBEITER ERKÄMPFT

ADOLF HITLER

Kanon: Wir Werkleute all



Quellenangabe:

Die Geschichten wurden aus folgendem entnommen:
„Alle Achtung, Männer!" von M. L. Schroeder („Die Junge Reihe").
„Wir Werkleute" von Heinrich Lersch.
„Volk, ich breche deine Kohle" von Otto Wohlgemuth.
„Im Pulsschlag der Maschinen" von Heinrich Lersch.

Lied und Gedichte erscheinen im Einvernehmen mit dem Kulturamt der Reichsjugendführung.

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.